Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 8-9

Artikel: Das geistige Zürich im 18. Jahrhundert
Autor: Wehrli, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158977

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Staatskirchentum — wir möchten den Vorgang „Einung von Kirche und Staat" nennen — verwirklicht. Das lange Zögern des Staates und der Kirche von Zürich in der Trennungssache hatte vielleicht doch einen tieferen Sinn als das bloße „Quieta non movere!" — in ihm manifestierte sich vielleicht jene alte volkstümliche und von der Reformation beibehaltene Auffassung vom christlichen Volks- und Staatstum, die besagt, daß Staat und Kirche nur zwei Seiten derselben Volksgemeinschaft seien und organisch verbunden bildeten: das „Corpus christianum".

Das geistige Zürich im 18. Jahrhundert.

Von **Max Wehrli.**

Vorstehenden Text entnehmen wir einer Einführung zu dem Werk: „Das geistige Zürich im 18. Jahrhundert. Texte und Dokumente von Gotthard Heidegger bis Heinrich Pestalozzi", herausgegeben von Max Wehrli, das im Rahmen der Atlantis-Ausgaben nächstes Jahr im Atlantis-Verlag, Zürich, erscheinen wird.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts etwa ist das Zürich der Aufklärung ein Gemeinwesen von einer weit durchgebildeten Einheit und zugleich Vielfalt des geistigen Lebens und einer oft gepriesenen glücklichen Verfassung der politischen und wirtschaftlichen Zustände, die vielleicht nur mit gewissen Stadtstaaten der antiken Welt verglichen werden kann. Künstler und Schulmänner, Politiker und Theologen arbeiten, oft in Personalunion, am selben Werk und aus den selben Kräften: der Selbstentfaltung des Menschen im Einzel- und Gemeinwesen nach seinen edelsten Möglichkeiten, gleichzeitig in der Besinnung nach innen und in der Organisation nach außen, im Dienste des Staates, des Bundes und des allgemeinen Menschenwesens. Das gilt unbeschadet der inneren Zwiste, die nirgends fehlen, und unbeschadet der konservativen Widerstände politischer und religiöser Art, mit denen der neue Geist lang zu kämpfen hatte und aus denen er zudem selbst noch stärker lebte, als ihm bewußt war.

Jene Zahlen, die uns Ewald von Kleist und Wilhelm Heinse überliefern, ja selbst die Qualitäten der einzelnen Schriftsteller sind weniger wichtig und erstaunlich als das Ganze dieser politisch-kulturellen Gemeinschaft. Als Exponent dieser Gemeinschaft oder wenigstens ihrer geistigen Führung erscheint aber niemand anders als Johann Jacob Bodmer, der sie, getragen von der Gunst mannigfacher Umstände, wie kein anderer ihr selbst zum Bewußtsein gebracht und organisiert hat. Und darum ist auch das Werk Bodmers nicht eine Summe von Verdiensten und noch so bedeutenden einzelnen Leistungen, sondern dieses Wirken als heimliches Zentrum, als Ferment im allgemeinen und besondern, als „Bruthenne

für Talente", wie Goethe gesagt hat. Wie bei manchen seiner Mitbürger verbirgt sich diese Größe hinter einem literarischen Kleid, das oft dürftig und immer rettungslos „historisch" geworden ist. Seine Genialität liegt viel mehr in der unheimlichen Fähigkeit, die Kräfte der Zeit zu spüren, anzuziehen, weiterzuleiten, in pädagogische Energien umzusetzen und in einem weitgespannten Netz von menschlichen und literarischen Beziehungen fruchtbar zu machen. Seit den „Discoursen der Mahlern", seiner ersten Gründung, wird er bis 1740 immer offensichtlicher der Mittelpunkt des zürcherischen Lebens, wird dann für Deutschland ein Bahnbrecher der neuen literarisch-pädagogischen Bewegung und bleibt bis an seinen späten Tod als „Vater der Jünglinge" oder als „Altervater aller Dichter in Europa", wie Wieland gesagt hat, eine Kraftquelle und ein hohes Symbol. Er bleibt es, auch wenn er sich noch so oft peinlich vergriffen hat, auch wenn um ihn her literarische und gedankliche Leistungen von ganz anderer Tiefe und Reichweite entstehen. Dem Vaterlande und dem Lehrer Bodmer keine Schande zu machen ist der Leitsatz der jungen Zürcher Freunde und Schüler, selbst des gegen alle Autoritäten sich aufbäumenden Malers Füßli.

Mit seltener Klarheit gehen Wesen und Ziel dieses Geistes schon aus den Discoursen der Mahler hervor, die Bodmer mit seinen Freunden Breitinger, Meister, Zellweger u. a. nach dem englischen Vorbild des Addison herausgibt: das Zusichselberkommen des Menschen nach all seinen sittlichen Eigenschaften und historisch-individuellen Möglichkeiten, Menschenkunde zum Zweck der Menschenbildung. Der populäre, bunte, unsystematische Charakter der Wochenschrift ist gerade der Ausdruck dafür, wie wenig es allein um Religion oder Kunst oder Wissenschaft geht, vielmehr um alles und keines, um den Menschen, der an allen Orten der Erde gleich und doch unendlich verschieden ist. Aber alle diese menschlichen Ausprägungen, all ihre symbolischen Formen, die von Weltgeschichte, Kunst und Glaube bis zur Gebärdensprache, Kleidermode und Volkslied hier schon zur Sprache kommen, gilt es von einer gemeinsamen Mitte aus zu begreifen und durchzubilden. Diese Mitte, dieses eigentliche Organ des Menschlichen, durch welches alle Kräfte zusammengefaßt, genährt, gespiegelt werden — dies ist der große „sechste" Sinn des Jahrhunderts, den Bodmer an seiner Stelle zur Geltung bringen will. Es scheint zunächst, als ob dieses universale Organ der Verstand oder die Vernunft sei; aber der Verstand ist nur jenes Element, das überall gleich ist; Bodmer ist zwar der Führer der Aufklärung, er hält fest an der Vernünftigkeit als dem notwendigen inneren Gerüst aller Dinge und Handlungen, an der Vernunft als der Norm und dem Leitfaden, den weder Religion noch Kunst oder Sitte ungestraft verschmähen dürfen. Aber sie ist doch wieder zu ferne von der Buntheit der wirklichen Menschen und Dinge, zu fern von der unmittelbaren Wahrheit der Sinne und des seelischen Lebens und ungeeignet zur direkten und nachhaltigen Belehrung und Bildung der breiten menschlichen Gemeinschaften. Dieser sechste Sinn ist vielmehr, mit

einem Verlegenheitsausdruck bezeichnet, der „Geschmack"; er ist jenes Vermögen und im Ergebnis jener Zustand, durch den die religiösen, die sittlichen und künstlerischen, die individuellen und sozialen Kräfte zu einem allseitig harmonischen Menschentum gelangen. Von diesem umfassenden Geschmack spricht etwa J. G. Sulzer in seiner Allgemeinen Theorie der schönen Künste oder J. J. Breitinger in seinen Reden zur Schulreform der siebziger Jahre. Die eigenste Sprache des Geschmacks ist aber die Kunst und diese ist im engern Sinn das Werk der freien und schöpferischen Einbildungskraft, der Phantasie, die freilich gerade als schöpferische auch eine innere Logik enthalten muß.

Nur aus dieser tiefsten gesamtmenschlichen Bedeutung der Kunst als Ausdrucksform und Bildungsmedium ist die zähe Energie zu verstehen, mit der die Zeit, Bodmer und Breitinger voran, um eine Poetik gerungen hat. Schöner vielleicht als die repräsentativen theoretischen Werke der Zürcher zeigt Bodmers Lehrgedicht „Character der deutschen Gedichte" seine Konzeption vom Wesen und Ziel der Kunst. Verbunden mit einer vom Sichtbaren ins Unsichtbare emporgestuften kontinuierlichen Welt ist der Dichter der Entdecker des Weltplans in seiner harmonischen Ordnung, der Versöhner von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, der Führer des Menschen zu seinem angestammten Wesen. Als solcher kann er nicht Künstler im herkömmlichen Sinne, er muß zugleich ein religiöser, sittlich reifer und wissender Geist sein. Und so ist untrennbar vom „schöpferischen" hier immer noch das erbauliche, erzieherische und belehrende Amt des Dichters. Leibniz, Pope, Shaftesbury (dieser besonders in den Neuen Critischen Briefen von 1749) sind die Väter dieses aufgeklärten Bilds von Welt und Dichter.

Und schon Bodmer erhebt nun auch die konsequente Forderung nach einer entsprechend neuartigen Kunst, nach einer eigenen Mythologie und einer neuen Form. Nur die biblische Mythologie kann in Frage kommen. Bei Milton, bei Klopstock, in Bodmers Patriarchaden ist die Dichtung scheinbar zum Höchsten berufen, zum unmittelbaren Dienst am Glauben; aber dieser beugt sich zugleich dem übergreifenden Gesetz der Kunst und des Geschmacks. Im epischen Gedicht erscheinen die Gestalten der Heilsgeschichte anstelle der Götter und Heroen des Altertums. Dafür erklingt von neuem und begeistert begrüßt das antike Maß des Hexameters und verdrängt den als klappernd und zwanghaft-oberflächlich empfundenen Reim. Das biblische Gedicht im antiken Gewand ist der hochgemute Versuch einer höchsten Synthese von Glaube und Bildung, christlichem und antikem Erbe.

Die Entstehung des literarischen Zürich ist von hier gesehen nichts als eine Entwicklung und Ablösung des theologischen. Regiment und Hochschule waren durchaus von der orthodoxen Theologie bestimmt gewesen, und diese hatte, immer stärker kalvinistischem Geist verpflichtet,

einer selbständig weltlichen Bildung und den Künsten ganz besonders jeden Wert bestritten. Das gilt selbst noch von Gotthard Heidegger, der zwar literarische Interessen besitzt, sie aber noch in der Form satirischer Ablehnung betätigt, einer Ablehnung freilich jenes der evangelisch-demokratischen Schweiz fremden höfischen Barock, die Bodmer und seinen Freunden als Aufklärern ebenfalls zustatten kam. Nun wird die Theologie, unter Führung J. J. Zimmermanns und J. J. Breitingers im aufgeklärten Sinn von innen her erweicht, von außen wird das Ideal einer weltlichen Bildung erreicht, und so übergeben langsam die Theologen den Literaten die Führung, und der Glaube wird von der Kunst selbst bei den Theologen verdrängt. In Zürich vollzieht sich früh jener typische Vorgang, daß das evangelische Pfarrhaus zum Hort weltlicher Literaturbestrebungen und -freuden wird. Die ironische Auseinandersetzung des Diakons Johann Heinrich Waser mit Klopstock spricht hier deutlich genug. Von den Autoren dieses Bandes sind die meisten Pfarrerssöhne und über die Hälfte ordinierte Geistliche; Bodmer selber hat sich nicht mehr zu dem geistlichen Stande entschließen können und Geßner hat sich dank angeblicher Unbegabtheit auch hier jedem Schulzwang entzogen. Füßli hat sich nachträglich erst, aber umso entschlossener der Kunst verschrieben, wogegen Lavater mit pietistischer Empfindungskraft eine forcierte Rückwendung vollzog und innerhalb der Theologie alle Mächte von Dichtung und Einbildungskraft in einer Weise zur Geltung brachte, die gefährlich und verwirrend genug war.

Wie in der Breite, so erfolgt auch in der Tiefe eine Zusammenschau des Menschlichen: die Entdeckung der Geschichte als maßgebender Dimension des Menschen. Aus dem selbstverständlichen Geschichtsgefühl des Schweizers heraus, das aus Art und Schicksal seines Staates erwächst, erheben schon die Discourse den Ruf nach einer zusammenhängenden Geschichte der Schweiz im Sinn moderner französischer Historiographie (Saint-Evremond, Montesquieu), nach einer Darstellung, die nicht mehr chronikalisch, sondern pragmatisch das Geflecht der geschichtlichen Ursachen und Wirkungen auf Grund menschlicher und nationaler Charaktereigenschaften veranschaulichen sollte. Es war ein Ruf, dem erst Johannes von Müller voll entsprach mit seinem Werk, das Bodmer noch als ein Bollwerk der Schweiz begrüßen konnte.

Immer mehr trat dieser „patriotische" Zug hervor. War die Geltung der christlichen Heilslehre für die neue Kultur eingeschränkt oder erschüttert, so bedeutete diese Ausrichtung auf das Vaterland und die Hereinnahme der Vergangenheit ins lebendige Bewußtsein eine neue Verankerung des sittlichen und geistigen Lebens. Die Gefahr eines platten und leeren Rationalismus oder eines auflösenden Individualismus, die in der Tendenz der Aufklärung lag, war damit weithin gebannt. Bodmer war nicht umsonst ein heftiger Gegner Voltaires (mit dem er doch sonst vieles gemeinsam hatte). Aber diese Verankerung war so ohne weiteres nur in der Schweiz möglich und im kompakten Zürcher Stadtstaat, wo es trotz

aller absolutistischen Errungenschaften ein Volk und eine Volksgeschichte gab.

Schon in den Discoursen erscheint das Urschweizerische als das Urschweizerische, erscheint die Vergangenheit als Maß der Gegenwart und der Zukunft. Aber da „Patriotismus" im 18. Jahrhundert ein umfassender Begriff ist, so bedeutet es zugleich auch ein Urmenschliches. Von Bodmers Verherrlichung der Einfalt und natürlichen Freiheit der alten Eidgenossen (ein Motiv schon der nationalen Dramen des 16. Jahrhunderts) ist nur ein Schritt zu Hallers Schilderung der Alpensöhne und Rousseaus Preis der Wilden. In der Welt der Patriarchen und in der Welt Homers gehen Bodmer immer stärker jene Frühzeiten auf, die biblische und die griechische, aus denen das abendländische Schicksal entsprungen ist und die für ihn die wahre Heimat des Abendländers zu bleiben haben. Von Homer aus gelangt Bodmer unmittelbar durch einen Analogieschluß von einzigartiger Kühnheit zur Entdeckung des ritterlichen Mittelalters, in welchem er die naive und heroische Epoche des engern christlichen Abendlandes erblickt. Und wie ein Wunder schloß sich der gewaltige Kreis: wie eine Belohnung aus dem Boden der Geschichte ergab sich der Fund, daß das köstlichste Dokument dieser ritterlichen Zeit, die manessische Handschrift, der Vaterstadt Zürich entstammte.

Mit dieser Öffnung der geschichtlichen Horizonte verband sich das Eindringen in die geistigen Räume der europäischen Nationalkulturen. Bodmer vergleicht sich einmal einem meerebefahrenden Kaufmann, der mit den entferntesten Ländern Handel treibt. Und es sind wahrhaft großartige Beziehungen, die dieser Zürcher Kaufmann geknüpft hat. Schon als junger Mann beherrscht er die vier bedeutendsten europäischen Kultursprachen und mit ihnen immer mehr einen damals einzigartigen Besitz an Weltliteratur.

In Oberitalien ersteht sich der Zwanzigjährige seinen Tasso und seinen Vida. Die Anregungen der italienischen Poetiker, die ihm ein Briefwechsel mit dem Grafen Calepio aus Bergamo vermittelt, werden für die kommende Ästhetik bedeutsam. Und schließlich entdeckt er Dante und bleibt ihm nördlich der Alpen für lange der verständnisvollste Kenner und Verteidiger. Als Land der Antike wird zuletzt Italien vor allem bei Bodmers Schülern mächtig, bei Leonhard Usteri und dem späteren Obmann Füßli, den beiden jungen Freunden Winckelmanns; die siebziger Jahre sehen den Empfänglichsten in Rom, den Londoner Füßli, und die achtziger Jahre endlich, schon im Schatten von Goethe und Moritz, den jungen Sohn Salomon Geßners.

Selbstverständlicher ist die Beherrschung der französischen Welt — ist doch Französisch die zweite Hoch- und Muttersprache der gebildeten Zürcher. Der Briefwechsel zwischen Bodmer und seinen Freunden, der sich um die Herausgabe einer der ersten deutschen Zeitschriften, der „Discourse", dreht, erfolgt noch großenteils französisch. Von Historikern wie

Saint-Evremond und Montesquieu, von Ästhetikern wie Dubos ist Bodmer speziell angeregt. Sie alle treten später zurück vor der geistigen Macht Rousseaus.

Geschichtlich am folgenreichsten wurde aber der Blick nach England. Schon bevor der Berner Beat Ludwig von Muralt 1728 seine Lettres sur les Anglais et les Français schrieb, erkannte der junge Bodmer in der englischen Welt jenes große und freie und harmonisch-organisierte Leben und Denken, nach dem er strebte. Von Addisons Spectator, dem Vorbild seiner „Discourse", zu dem er noch der französischen Vermittlung bedurfte, ging es zu dem großen Erlebnis von Miltons Dichtung. In Shaftesburys Kunst- und Lebenslehre fand er zu Ende der vierziger Jahre die tiefste Bestätigung eigener Anliegen. Und schließlich finden wir Bodmer unter den ersten Kennern Shakespeares, der von Zürich aus, in Wielands Übersetzung, die deutsche Welt erobert. Ein eigentlicher „Anglist" ist der Winterthurer Diakon Johann Heinrich Waser geworden. Was die Orientierung nach England für die Befreiung des deutschen Geistes im 18. Jahrhundert bedeutet hat, und wie viel hier neben Hamann die Zürcher bewirkten, ist immer wieder betont worden. Welcher Drang aber hier in Zürich dahinter stand, hat erst die kühne Lebenskurve des Malers Füßli sichtbar gemacht: der größte Künstler, das einzige Genie Zürichs im 18. Jahrhundert, das wie sein Lehrer Bodmer im weitesten Kreise der Weltliteratur wohnte, hat sich erst in England verwirklichen können. In England schreibt er seine rasante Apologie Rousseaus, die in der teilweisen Übersetzung durch Hamann eines der geistesgeschichtlich bezeichnendsten Dokumente der Zeit ergibt.

Und Deutschland? Es scheint paradox, daß Bodmer der große Erneuerer des schweizerischen Staats- und Geschichtsbewußtseins war und doch gleichzeitig die deutsche Schweiz zum Anschluß ans geistige Leben des Reiches führte. Ein großer Teil seines Lebenswerkes dient dem Ziel einer deutschen Nationalliteratur und er hat wie selten einer die Blicke der Schweiz auf das deutsche Geschehen gelenkt. In seinen Werken läßt sich verfolgen, mit welcher Mühe er — ähnlich wie Albrecht von Haller — sich eine fehlerfreie deutsche Hochsprache aneignet; ein Leipziger Professor hat ihm zeitweise seine Bücher korrigieren müssen. Und doch hat Bodmer wieder von einer schweizerischen Mundartliteratur geträumt und hat dem Kampf gegen die sächsischen Sprachlehrer einen nationalen Beiklang gegeben. Das alles war kein Widerspruch, sondern die Konsequenz des schweizerischen Kulturgedankens, der Eigenart und Eigenstaatlichkeit nur in lebendiger Beziehung zu den großen europäischen Kulturen verwirklichen kann und will. Es ist der Ausdruck jenes tiefsten wenn auch vielleicht verwegenen schweizerischen Willens, die echteste und eigenste Existenz aus dem umfassendsten und fernsten Kreis als Mittelpunkt zurückzugewinnen, auch auf die Gefahr hin — eine speziell zürcherische Gefahr! — daß die geistige Vielsprachigkeit, der allzu große Reichtum an Blickpunkten, zum Man-

gel an Orientierung, zu behaglicher oder überheblicher Unverbindlichkeit und „Neutralität" im schlechten Sinne verführt.

Wenn in dieser Weise das geistige Zürich zugleich schweizerisch, deutsch und europäisch ist, so ist auch an seinem inneren Leben die Gesamtheit des Menschlichen beteiligt. Die Schule Bodmers stellt keinen Literatenklüngel dar. Sie besteht aus verantwortlichen, bewußten Bürgern eines Gemeinwesens, das sie trägt und dem ihre besten Kräfte gelten. Wo sie nicht selber wie Bodmer oder Geßner im Rate sitzen, da sind sie als Pfarrer, Schulmänner oder Gelehrte Repräsentanten des regierenden Stadtbürgertums. Und umgekehrt nehmen eine Reihe führender Staatsmänner wie Escher, Blarer von Wartensee, Konrad Heidegger starken Anteil am Leben des Geistes. Das Gemeinwesen ist so groß, daß es den verschiedenen Geistern freien Raum gewährt und so klein, daß sie sich alle kennen und im täglichen Verkehr redend und handelnd zusammenwirken. Die untere Brücke beim Rathaus und beim Hotel, in welchem die notabeln Fremden absteigen oder die Promenade am Platzspitz zwischen Sihl und Limmat sind die Zürcher Agora, das Forum der Respublica Turicensis. Innerhalb des Staates und seiner Zunftverfassung gibt es eine Reihe von Freundschaftszirkeln und Arbeitsgemeinschaften oder dann so enge und merkwürdig sachliche Freundschaften wie die zwischen Bodmer und Breitinger, die durch ein ganzes Leben ging und länger hielt als etwa ein schwärmerischer Geniebund, wie er Lavater mit Füßli oder mit Goethe verband. In der Firma Orell, Geßner, Füßli (sowie ihren Vorgängern und Nachfolgern) besitzt Zürich schließlich eine auch in Deutschland tonangebende Verlagsorganisation, an der die bedeutendsten Autoren auch geschäftlich beteiligt sind.

Selbst innerhalb der Kunst ist die große Einseitigkeit vermieden. Die Zürcher Poetik beruht weithin auf einer Kombination der Gesetze der dichterischen und der malerischen Kunst und tut sich auf diese Verbindung etwas zugute; dieser friedlichen Ehe der poetischen Malerei hat Lessing ohne Rücksicht auf ihren wohlzuverstehenden Sinn den Garaus gemacht. Ihre geheime Bedeutung für Zürich ergibt sich aus der viel vermerkten Tatsache, daß die Zürcher Künstler, von Ludwig Meyer von Knonau über Geßner, Füßli, David Heß, Martin Usteri bis zu Gottfried Keller von Hause aus Malerdichter und Dichtermaler sind, d. h. Dilettanten, die weniger die große Leistung als den allseitigen und bildenden Ausdruck suchen, Übung des „Geschmacks" in möglichst vielen Bereichen. Daß das Lyrisch-Musikalische als Kunst des Unbedingten dabei zurückbleibt, ist bei dem auf tüchtige, solide Sichtbarkeit gerichteten Zürcher Wesen begreiflich. Das edelste lyrische Gedicht unserer Sammlung, Füßlis großartige „Ode an seine zurückgelassenen Freunde" ist ein Dokument des Abschieds und des Ausbruchs aus dieser Zürcher Welt.

In den Jahren 1740—1760 dürfte der Höhepunkt nicht nur von Bodmers Wirksamkeit, sondern auch der inneren Spannkraft zürcherischen

Geistes gelegen sein. Die Geltung der Zürcher Ästhetik ist allgemein; Klopstock, von Zürich aus begeistert begrüßt und gefördert, kommt in die Stadt; nach allen Seiten spielen die Fäden der europäischen Vermittlung. Die Neuen Critischen Briefe von 1749 zeigen, wie in dieser Zeit Milton und Dante, Homer und die Patriarchen und das aus der Gruft erstandene Mittelalter gleich lebendig sind. Bald kommt Shakespeare hinzu. Bodmer ist auf der Höhe der Lebenskraft, die ersten Schüler sind nachgewachsen. Auch der Stadtstaat steht auf einer glücklichen Höhe innerer Stärke und äußeren Ansehens. Das Jahr der Jahrhundertmitte, literarisch verewigt durch die unvergeßliche, der Freude gewidmete Zürichseefahrt Klopstocks und seiner Freunde, bringt im Politischen den endlichen Abschluß des Soldvertrages mit Frankreich und verschafft damit den Bedürfnissen der Söhne der vornehmen Familien nach Welt und äußerem Glanz freie Bahn. Wie in Johann Heinrich Heideggers Vorträgen über den zürcherischen Luxus nachzulesen ist, bedeutet dieser Vertrag den Wendepunkt des alten puritanischen zu einem weltfreudigen, luxuriöseren Geist. Gleichzeitig beginnen Handel und Industrie zu blühen, der Umlauf von Geld und Waren nimmt zu. Es gibt wieder Schauspiele in der Stadt, die seit anderthalb Jahrhunderten dieser gleißnerischen Kunst unter theologischem Einfluß scharfes Mißtrauen entgegengebracht hatte. Kurz, es ist der Moment, den Bodmer in anderm Bereich mehrfach als den kulturgeschichtlich „glücklichen" bestimmt hat: alte Kraft und Einfachheit verbunden mit den Anfängen einer feinern Zivilisation, Lebendigkeit und Naivetät eines noch ursprünglichen, beweglichen, aber nicht mehr rohen und noch nicht entarteten Geistes, ein harmonisches Gleichgewicht der geschichtlichen Kräfte.

Die reinste und edelste Selbstdarstellung dieser glücklichen Tage eines glücklichen Jahrhunderts wird Geßners seit 1753 einsetzende Dichtung bleiben: ein Moment in sich ruhender Stille auf der Höhe einer Entwicklung, ein maßvoller und seiner Grenzen spielend bewußter Genuß eines mühelosen, schwerelosen Daseins, ohne Raisonnement, ohne Rhetorik. Auch die Heiterkeit jenes homerischen Gelächters gehört hinzu, das Geßner nach Hottingers Schilderung in der Schinznacher Versammlung ausgelöst hat, so bedenklich an sich diese Szene bei den hohen und dringlichen Aufgaben dieser Helvetier auch stimmen mag.

Aber mit den fünfziger Jahren zeigen sich auch schon die ersten Ansätze der kommenden Spannungen und Brüche. Der Niedergang alles Geschichtlichen von der einmal erreichten Höhe — über dieses beunruhigendste Problem der fortschrittsgläubigen Aufklärung hat sich Bodmer, nach Montesquieus Considérations, schon 1739 Gedanken gemacht — erfüllte sich auch in Zürich.

Es ist kein Zweifel: Zürich war im Begriff, sich zu übertun, wie es sich mit seinem beweglichen, aufs Weite gerichteten Geiste auch früher schon, zu Zwinglis Zeiten, übernommen hatte. War nicht auch Bodmers Versuch,

ästhetisches, moralisches und politisches, schweizerisches und europäisches, vergangenes und gegenwärtiges Leben derart als Eines und Ganzes zu verwirklichen, schon an sich eine Vermessenheit oder zum mindesten voreilig? Mußte nicht allenthalben eines unter dem andern leiden, die politische Vernunft unter dem ästhetischen Traum, die Kunst unter der pädagogischen Forderung, der übernationale Blick unter der Enge der heimatlichen Verhältnisse? Es erwies sich in der Tat, daß gerade die Kräfte, die Bodmer hatte rufen helfen, die Einheit sprengten, sowie sie zu einer gewissen Mächtigkeit gediehen waren: die politischen Gedanken nahmen unter dem Einfluß Rousseaus radikale Formen an, das Programm vom Dichter als Führer verwandelte sich in die Idee vom bedingungslosen und unkontrollierbaren Genie. Der alternde Bodmer verlor dabei in eigentümlicher Weise die Orientierung und das Maß. Man ließ es bei den einmal gewonnenen Lorbeeren behaglich bewenden. Die Einheit zürcherischen Geistes wurde bedroht, seine literarische Geltung ging zurück.

Am deutlichsten wird dieses Geschehen am Problem des Genies. Nicht nur weil der Dichter in der geistigen Ordnung der Zeit den obersten Rang besitzt, sondern weil man gewohnt ist, die geschichtliche Bedeutung einer Stadt nach den genialen Naturen zu messen, denen sie Herkunft und Lebensluft bieten kann. Zürich aber war zum vornherein kein eigentlicher Raum für unbedingte menschliche Größe. Ein erfülltes Leben, wie es Bodmer etwa vorschwebte, bestand nicht in der Einseitigkeit einer großen Einzelleistung, sondern umfaßte alle möglichen bürgerlichen Tugenden hinzu. Gerade die intensive Durchbildung des kulturellen und politischen Lebens mußte auf elementare Naturen beengend und hemmend wirken. Es herrschte eine Einheitlichkeit des Geistes, in der sich Extravaganzen verboten. In dieser in sich so geschlossenen Stadt innerhalb eines traumhaft offenen Europa blühte ein Leben von erstaunlicher Intensität und Reichweite, aber die wirkliche Größe, als einsame, einseitige, unvergleichbare, vermochte sie schwer zu ertragen. Der bedeutende Zürcher, der zwar aus dem Rahmen fiel, aber doch Zürcher blieb, tat dies nicht als Genie, sondern als Original. Nicht Füßli oder Lavater sind stellvertretende Zürcher, sondern viel eher die beiden berühmten Salomone, Geßner und Landolt, deren Kauzigkeit sich bezeichnenderweise in einer sehr klugen und gemeinnützigen Amtstüchtigkeit löst.

Am Zusammenstoß mit einem Genie, — dem ersten, dem er begegnete — wird in Bodmers Leben der erste Bruch, der erste Keim des Niedergangs deutlich. Das ist die viel beredete Katastrophe des Zürcher Klopstockbesuchs. Bodmer war darüber entsetzt, daß die Menschlichkeit Klopstocks nicht seiner Dichtung entsprach; Bodmers Konzeption des Poeten als eines zugleich religiösen und sittlichen, privaten und öffentlichen Führers erwies sich als verfehlt, weil allzu ideal. Es war jedenfalls ein ehrenvolles Versagen.

Die mühsam verheilte Wunde öffnete sich wieder mit dem beginnenden Sturm und Drang, den doch Bodmer selber hatte heraufführen helfen. Die neue Genielehre sprengt den Rahmen dessen, was der politisch und pädagogisch denkende, maßvolle Bodmer geplant hat. Das neue Ideal elementarer Größe widerspricht der Lehre vom harmonischen Geschmack. Zumal den Deutschen gegenüber, dem gefallenen Wieland sowieso, aber auch Herder und Goethe, geht Bodmer in beleidigte Opposition. Bodmer war der erste gewesen, den Dichter als Seher und Propheten, Schöpfer und Prometheus zu bezeichnen. Und doch macht er immer schärfer gegen die Genielehre Front. Er sieht in ihr nur Verrat an der wahren Aufgabe des dichterischen Wortes, menschlich-bürgerliche Unreife, Haltlosigkeit der Empfindung, freche Anmaßung. Er gibt in der Defensive schließlich auch Positionen preis, die er selber einmal befestigt hatte. Mißtrauen erfüllt ihn plötzlich auch gegen Klopstocks religiöse Dichtung, die er nun, wie Briefstellen zeigen, als unzulässige Verkitschung des Evangeliums empfindet.

Selbst in Zürich ergibt sich eine zwiespältige Situation. Als immer unbedingterer Anhänger Rousseaus war hier Bodmer das Zentrum freiheitlicher, nach Natur und Ursprünglichkeit strebender Tendenzen. Jetzt strebt jener herrliche Jahrgang 1741 empor, dem Lavater und der Maler Füßli, Heinrich Heß und Johann Jakob Heß, Leonhard Usteri, Leonhard Meister und übrigens auch Salomon Landolt angehören. Wenn Lavater und Füßli den ungerechten Grüninger Landvogt in einer kühnen Aktion vors Gericht fordern, wenn Jakob Heinrich Meister mit seiner freigeistigen Broschüre und Christoph Heinrich Müller mit seinem politischen „Bauerngespräch" einen Skandal hervorrufen und alle vier zum Verlassen des Staates genötigt sind, so ist ja niemand anders als Bodmer im Hintergrund. Mit seiner antik-heroischen Freiheitsbegeisterung, die am großartigsten aus Füßlis Oden spricht, ist Bodmer im Begriff — mit oder ohne Berechtigung — mit seinem Staat zu zerfallen. Aber anderseits zerfällt er doch auch gerade wieder mit diesen jungen Geistern, die ihm als Stürmer und Dränger maßlos, gefährlich oder lächerlich erscheinen. So verrennt er sich mit dem Starrsinn des Alters in eine doppelte Gegnerschaft, füllt seine Schubladen mit politischen Dramen, die er nicht dem Druck anzuvertrauen wagt, und zieht sich zurück in die mehr oder weniger illusionäre Welt des patriarchalischen, halb heroischen, halb idyllischen Altertums.

Zwar ist der äußere Ruhm unerschüttert und sind die äußeren Verbindungen lebhafter als je. Ein Besuch bei Geßner und Bodmer gehört in den siebziger und achtziger Jahren zum Programm einer besseren Schweizerreise, so gut wie die Besichtigung des Rheinfalls. Dazu kommt der neue Ruhm des vom Stadtarzt Hirzel verherrlichten Musterbauern Kleinjogg. In Johann Georg Sulzer hat die Zürcher Schule sogar in Berlin einen hoch angesehenen, treuen Vorposten, der selbst die Bodmer-

schen Epen und Dramen durch dick und dünn verteidigt. Lavater und Füßli besuchen Deutschland, andere Schüler Bodmers sind in Rom im vertrautesten Umgang mit Winckelmann zu treffen, der den Zürcher Freunden für besondere Förderung verpflichtet ist. Zu schweigen von den jungen Leuten, die den Weg nach Paris nehmen oder, mehr oder weniger heimlich, den verehrten Rousseau aufsuchen. Die siebziger Jahre bringen Zürich die Freundschaft Goethes und Karl Augusts mit Lavater, noch länger dauern die Beziehungen Goethes zu Bäbe Schultheß. Georg Christoph Tobler findet in Weimar liebevolle Schätzung. Und doch brechen fast alle diese Fäden unbefriedigend ab. Es ist recht wenig, was die jungen Freunde Winckelmanns aus Rom nach Hause bringen. J. G. Sulzers Hauptwerk, die „Allgemeine Theorie der schönen Künste", gilt schon bei Erscheinen als überholt und wird von den Frankfurter Gelehrten Anzeigen unfreundlich abgetan. Die Entzweiung Lavaters und Goethes ist bekannt, die zwischen Goethe und Bäbe Schultheß ging stiller vor sich. Tobler versinkt fast im Anonymen, er verliert sogar für fast anderthalb Jahrhunderte das Anrecht auf seinen dem größeren Ruhme Goethes zugerechneten Aufsatz „Die Natur". Noch rascher erlosch der Stern seines Winterthurer Namensbruders Kaufmann. Des alten Bodmer Bemühungen un die „Altenglischen Balladen" finden neben Herder kein Echo mehr. Die Homerübersetzung ist durch Voß bald in den Schatten gestellt. Die Wege Deutschlands und der Schweiz beginnen sich zu trennen. Die Sturm- und Drangbewegung trägt wenig Früchte, so sehr sie von der Schweiz aus mitbegründet und mitdurchlebt worden ist. An Klassik und Romantik ist die Schweiz kaum mehr beteiligt.

Zum mindesten gediehen die Genien in Zürich selber nicht. Lavater kehrte zwar bald aus der Verbannung zurück, ja er macht später die Stadt zum Mittelpunkt glanzvoller, schwärmerischer Beziehungen. Aber Bodmer hat wie ein Großteil seiner Mitbürger nur Spott und Mißtrauen für den Wundertäter und er bleibt kalt selbst da, wo Lavater mit seiner Physiognomik ein Programm verwirklicht, das Bodmer schon in den Discursen entwickelt hatte. So bleibt Lavaters Existenz Zürich wie Deutschland gegenüber zweideutig; er bleibt bei aller Größe nach beiden Richtungen ein Außenseiter, eine dilettantisches Genie, dessen große Aufschwünge und Gesichte in Gefahr geraten, plötzlich das Hochstaplerische, Lächerliche oder Kleinbürgerliche zu streifen. Füßli, dieser vor unserm Blick immer noch wachsende Geist, hat mit blutendem Herzen den Schritt getan, den er seinem Genius schuldig zu sein glaubte. Er ward, auch im „Lande der Knechtschaft" Preußen unglücklich, zum Römer und zum Engländer, warf sich mit ganzer Kraft auf die Malerei und gewann das Format der ganz Großen. Er hat diesen Sprung aus dem schweizerisch-deutschen Raum in die große Welt mit langem Vergessensein bezahlt. Noch kühner, ins Paris vor und während der Revolution und dann nach Amerika, geht die groteske Lebenskurve Caspar Schweizers (dessen Geburt

bereits nach der Jahrhundermitte liegt), aber gebrochen fällt sie nach Zürich zurück. Mit seiner phantastischen Verbindung von Weltverbesserungswillen und Spekulantentum zeigt Schweizer die genialen zürcherischen Züge nun ins Krankhafte entartet.

Das bestimmende Gesicht Zürichs bleibt das der Aufklärung. Der rastlose Stadtarzt Hirzel und dann die jüngere Schule der Breitinger und Steinbrüchel, Füßli der Obmann, die beiden Meister, J. J. Hottinger und Leonhard Usteri popularisieren und organisieren die Errungenschaften der Vernunft, lassen es sich wohlsein in der Ablehnung der „Schwermerey" und arbeiten im Politischen zum Teil der Helvetik entgegen.

Zunächst bedeckt der äußere Ruhm der Stadt die innere Schwächung. Erst aus der Rückschau wird deutlich, wie sich der geistige Gehalt und der echte Wille immer mehr zurückzogen aus der Fassade der Worte, wie es auch hier eine gewisse Wortinflation und zunehmende Rhetorisierung der Sprache war, die als Zeichen des Niedergangs erschien. Die Bemühungen um die Erneuerung des Vaterlandes, wie sie von Bodmer in seiner Gesellschaft zur Gerwe, von andern Zürchern, Caspar Hirzel voran, in der Schinznacher Helvetischen Gesellschaft angestellt wurden, sind zwar in ihrer Wirkung kaum abzuschätzen; sie sind aber auch wieder, wie gerade etwa Hirzels Rede zeigt, oft allzu unverbindlich und verharren allzu sehr im bloßen Dergleichentun. Das gilt selbst von Lavaters Schweizerliedern und deren summarischer Ideologie. Immerhin hat dann Lavater mit seinem „Wort eines freyen Schweizers" seinen starken Charakter bewährt, seine große Form gefunden und mit dem Tod an der französischen Kugel bekräftigt. Hier waren bürgerliche und schriftstellerische Leidenschaft in einer großherzigen Tat wieder eins geworden; es war wie einst am Anfang in den hinreißenden „Klagen eines Patrioten".

Völlig ins Form- und Uferlose entartet unterdessen die Tätigkeit des Schriftstellers bei einem Leonhard Meister, der mit einer mühelosen Beherrschung der Mittel einen erstaunlichen Substanzmangel verbindet. Zürich beginnt bereits, von seinem Kapital zu leben. Es nimmt sich selber historisch und spürt, daß die große Zeit vorüber ist. Der Historiker Füßli, Hottinger, Johann Heinrich Heidegger, Leonhard Meister geben Darstellungen von Geist und Lebensart ihrer Vaterstadt. Die Kunst des „Denkmahls", jener reizvollen biographischen Gattung, die erst jüngst eigentlich entdeckt worden ist, steht in Blüte — und wer wird nicht würdig befunden, verewigt zu werden! In diese behaglich-selbstgefällige Atmosphäre fallen hart und schneidend die erschütternden Worte des großen Auslandschweizers Füßli: „Die Schweiz ist ein kaum sehbarer Erdeflecken; wenn man ihn sehen soll, so muß er diamantgleich schimmern; und er ist schmutzig. Gott weiß es".

So traf denn, als von Europa, von Frankreich her die Revolution hereinbrach und die fremden Armeen, die Katastrophe nur auf ge-

ringen Widerstand, auf zwiespältige und gelähmte Geister. Sie besiegelte jedenfalls im literarischen Zürich ein Ende, das auch von innen heraus fällig war. Aufschlußreich sind die verschiedenen Reaktionsweisen, die sich der Krise gegenüber feststellen lassen. Henri Meister, auch einer jener jungen Leute, denen der Boden der Stadt nicht zuträglich war und die sich in der Fremde ansiedelten, um sich Genüge tun zu können, kehrte nach einer glänzenden Tätigkeit kurz vor Anbruch des Gewitters zurück. Er hat dann nochmals, 1795, Paris besucht und seinen Voyage fait à Paris geschrieben, ein kluges und ehrliches Dokument des Abschieds vom alten Regime. Als alter und blinder Mann, der sich religiösen Gedanken zugewendet hatte, hat er 1818 nochmals eine Reisebeschreibung erscheinen lassen: „Voyage de Zurich à Zurich". Es zeigt die Art und Weise, in der das literarische Zürich fast allein noch fortlebt: den Rückzug in den eigenen Kreis, den humorvoll-klugen Verzicht auf Größe, das bescheidene Genügen an der Idylle. Am berühmtesten wurde dieser neue Ton schon 1793 angeschlagen durch Johann Martin Usteris Lied „Freut euch des Lebens", dessen Erfolg bis heute eigentlich ein paradoxer geblieben ist. Usteri, David Heß, von Winterthur Ulrich Hegner schaffen in diesem Sinne im Zürich der Restauration eine Nachblüte des 18. Jahrhunderts, deren Bedeutung im Liebenswürdigen und Menschlich-Echten liegt, die aber doch in jedem Betracht „bescheiden" bleibt. Dieses Biedermeier fällt außerhalb des hier gespannten Rahmens.

Und doch hat Zürich noch einen letzten großen Mann in Bereitschaft gehabt, der eine letzte Kritik und doch zugleich eine Rechtfertigung seiner Vaterstadt bedeutet und der die schweizerische Lösung des Sturm und Drang darstellt: Heinrich Pestalozzi. Auch er hat in Zürich kein Wirkungsfeld finden können, und man tat ihm nicht einmal die Ehre einer Verbannung an. Und doch bleibt er ein Sohn seiner Stadt. Er ist kaum denkbar ohne den politischen und sozialen Geist seines Lehrers Bodmer und ohne das Bild des Musterbauern und Mustermenschen, das Hirzel mit seinem Kleinjogg errichtet hatte. Aber er hat deren Rhetorik mit der Glut seines leidenden und mitleidenden Herzens, in einer neuen Einheit von Denken und Handeln zum Schmelzen gebracht. Durch seine bloße Existenz hat er den bloß „literarischen" Charakter all jener früheren Bemühungen enthüllt und doch zugleich den Bildungszielen des Bodmerkreises in einer unerwartet konkreten Gestalt die Erfüllung gegeben. In der denkwürdigen Partie seines Schwanengesangs hat er aus dem Rückblick das geistige Leben Bodmers und seiner Schule als träumerisch bezeichnet und ihm eine kraftlose Idealität vorgeworfen. Er hat damit auch von seiner Seite die Fragwürdigkeit des Ideals vom „Geschmack" aufgedeckt und den Abfall von seinen hohen Zielen zu bürgerlicher Bequemlichkeit. Pestalozzi hat den dunkeln Hintergrund aufgetan, der bis dahin verdeckt war von der Heiterkeit des Zürcher Gesellschaftslebens, aber doch vielleicht dieses mitermöglichen half: die Not, das wirtschaftliche und mora-

lische Elend des Volkes. In den Tagen des Unterganges war es Pestalozzi, der nicht zurückblickte in die entschwundene Herrlichkeit, der nicht „Gnügsamkeit im Gärtchen zog", sondern aus vollem Herzen in Stans Vater der Waisen wurde, deren heldenhafte Väter oder gar Mütter im Kampf gegen die hereinbrechenden Franzosen gefallen waren.

Politische Rundschau

Zur Lage.

„Afrika den Amerikanern" — so schrieb eine französische Zeitung sarkastisch, als die ersten Emissäre Roosevelts den Boden der Negerrepublik Liberia betraten. Und nun ist also das Erwartete eingetreten. Noch selten hat man eine entscheidende Aktion dieses Krieges so unweigerlich kommen sehen, wie diese. „Die Zeit der Überraschungen ist wieder da" — schrieb kurz vorher eine Zeitung. Es war aber gar keine so große Überraschung. Nun ist die amerikanische Intervention und mit ihr die „Zweite Front" Tatsache geworden; die entscheidungsvolle Bedeutung dieses Ereignisses aber dürfte, so glauben wir, in verhältnismäßig kurzer Frist klar werden.

Im „Journal de Genève" hat Stelling-Michaud unlängst darauf hingewiesen, daß die amerikanische Landung in Nordafrika im Grunde nichts weiter darstelle als die Durchführung eines sehr alten Planes — eines Planes nämlich, der bereits im Jahre 1918 zum ersten Male erwogen worden war. Damals hätten die Amerikaner vorgesehen, ihre Armee für den Fall eines deutschen Durchbruchs durch die alliierten Linien — bekanntlich glückte er beinahe — nach Algier und Tunis zurückzunehmen, um dann dort die Offensive vorzubereiten und sie von dort aus durchzuführen. Im Jahre 1938, kurz nach „München", hat dann der technische Berater des amerikanischen Generalstabes und bekannte Militärschriftsteller H. Baldwin seiner vorgesetzten Behörde ein Memorandum erstattet, das Aufsehen erregte. Er ging davon aus, ein Angriff auf den europäischen Kontinent müßte an dessen schwächster Stelle erfolgen, und das sei der Süden. Dies aber sei nur möglich bei der Organisation des Angriffs von Nordafrika aus. Das Memorandum sah die Besetzung Sardiniens vor, dessen Basen sich für Luftangriffe auf das zentrale und östliche Defensivsystem Italiens besser eigneten, als die sizilianischen; Sizilien würde, so hieß es in dem Memorandum, unter dieser Voraussetzung von selbst fallen. Mit Interesse wird man auch unter diesem Gesichtspunkt den weiteren Verlauf der Operationen verfolgen.

Nun hat sich auch das Schicksal Frankreichs für einmal erfüllt. Man mag die Dinge beurteilen wie man will — die Tragik ist groß. Dieses Land hat tatsächlich den Kelch bis zur Neige austrinken müssen. Allein es ist, als hätte ein Sturm über dem Grab der Flotte auf der Reede von Toulon über Nacht den Nebel zerrissen, der nun seit dem 25. Mai 1940 über diesem Lande lag. Jedenfalls ist nun die Situation Frankreichs klarer geworden, als sie es vordem jemals war. Paul Reynaud — er hat anscheinend in diesen Tagen